

Universitätsgottesdienst am 7.8.05

Predigt über Mt 21,28-32

Prediger: Prof. Dr. Gerd Theißen

Das Gleichnis von den beiden Söhnen erinnert an Testgeschichten, mit denen Psychologen die Entwicklung unseres moralischen Urteils erforschen. Die folgende Geschichte wendet sich an Kinder im Alter von ca. fünf Jahren: Der eine Sohn will seiner Mutter beim Tischdecken helfen und trägt zehn Teller ins Esszimmer, er stolpert, und alles wird zu Scherben. Der andere Sohn steigt dagegen auf einen Stuhl, um im Küchenschrank zu naschen. Dabei stößt er an *ein* Glas im Schrank, es fällt auf den Boden und zerspringt. Wer ist böser? Kinder im Alter von fünf Jahren sagen: Der, der die zehn Teller kaputt gemacht hat. Kinder im Alter von zwölf Jahren sagen: Der, der heimlich naschen wollte. Sie erkennen: Wer heimlich nascht, handelt fragwürdiger als der, der helfen wollte. Der Wille ist entscheidend, nicht das objektive Ergebnis. Im Studium werden diese Kinder bei Kant mit Zustimmung lesen: „Es ist überall nichts in der Welt, ja überhaupt außer derselben zu denken möglich, was ohne Einschränkung für gut könnte gehalten werden, als allein ein GUTER WILLE.“

Auch das Gleichnis von den zwei Söhnen ist eine Art Testgeschichte für unsere Moral. Sie scheint zu lehren: Entscheidend ist nicht das Wort, sondern die Tat. Wer Nein sagt, aber das Gute tut, ist besser als der, der das Versprochene nicht tut. Hätte Kant nicht besser formulieren sollen: „Es ist nichts gut in der Welt als allein das TUN DES GUTEN“? Was hilft es, einen guten Willen zu haben, wenn er nicht in Handlungen umgesetzt wird, selbst wenn die Umsetzung mit Kompromissen und Umwegen geschieht? Die reine Gesinnungsethik Kants wird von uns meist im Sinne einer Verantwortungsethik modifiziert, So verstanden enthält das Gleichnis eine allzu selbstverständliche Moral. Es gilt deshalb als etwas farblos.

Aber in ihm steckt eine aufregende Erkenntnis. Es spricht vom Wollen und vom Tun nur beim ersten Beispiel. Der erste Sohn sagt nicht einfach „Nein“ zur Bitte des Vaters, sondern „Ich *will* nicht“. Er bringt keine Ausreden und Entschuldigungen. Wenn er dann doch das Erbetene tut, so heißt es: Er hat bereut. Dafür steht nicht das übliche griechische Wort für Umkehr, sondern ein Wort, das deren emotionale Seite betont. Es sagt: Dem ersten Sohn tat es von Herzen leid, dass er Nein gesagt hat. Er ist uns schon deshalb etwas sympathischer, weil er selbst in seinem Ungehorsam Ich-Stärke zeigt. Das kann man vom zweiten Sohn nicht sagen.

Das zweite Beispiel ist nämlich nicht ganz spiegelbildlich konstruiert: Der zweite Sohn antwortet auf die Frage des Vater nicht: „Ich *will*“. Von seinem Willen ist nirgendwo die Rede. Er redet den Vater devot mit „Herr“ an wie Sklaven ihre Besitzer. Er bereut nichts, es wird nur konstatiert: Er hält seine Zusage nicht ein. Man fragt sich sogar: Heuchelte er vielleicht, als er sein Versprechen

gab? Aber wahrscheinlich gilt analog zum Beispiel des ersten Sohns, dass er anfangs aufrichtig wollte, was er versprach, aber später seinen Willen nicht durchführte. Dazu bedarf es nicht unbedingt einer neuen Entscheidung. Wir wissen alle, die meisten guten Vorsätze bleiben aus Trägheit auf der Strecke, nicht aus bewusster Bosheit.

Die Pointe ist also nicht: Es ist nichts gut in der Welt als ein GUTER WILLE. Auch nicht: Besser noch ist die TAT, die einem gutem Willen entspringt. Die Pointe ist: Noch besser ist ein BÖSER WILLE, DER ZUM GUTEN VERWANDELT WIRD UND DAS GUTE TUT. Die Botschaft lautet: Der Mensch kann umkehren, kann einen bösen Willen in einen guten verwandeln, kann ein Nein durch ein Ja ersetzen. Diese Zuversicht strahlt die Bibel seit den Propheten aus: „So wahr ich lebe, spricht Gott der Herr: ich habe kein Gefallen am Tode des Gottlosen, sondern dass der Gottlose umkehre von seinem Wege und lebe“ (Hesekiel 33,11). Was aber ist das Gute, zu dem er sich bekehren soll: Es ist die Nächstenliebe. Es ist praktizierter Altruismus. Die Botschaft der Bibel lautet: Alle Menschen haben die Freiheit, zum Guten umzukehren, umzukehren auf den Weg der Gerechtigkeit und der Liebe.

Dieser Überzeugung von der Umkehr steht in der Bibel die resignative Einsicht gegenüber, dass der Mensch unverbesserlich böse ist. Die Weisheit der antiken Welt wusste: Ein guter Baum bringt Gutes hervor, ein böser Baum Böses. Ein Baum kann nicht umkehren, er kann kein anderer werden. In Palästina kursierte damals folgende Fabel, in der ein Vater seinem missratenen Sohn mit diesem Bild die Chance zur Umkehr verweigert. Er sagt zu ihm:

„Mein Sohn, Du bist wie ein Baum, der keine Früchte brachte, obwohl er beim Wasser stand, und sein Herr war genötigt, ihn abzuhaufen. Und er (der Baum) sagte zu ihm: Verpflanze mich, und wenn ich auch dann keine Frucht bringe, so haue mich ab. Aber sein Herr sagte zu ihm: Als Du am Wasser standest, brachtest Du keine Frucht, wie willst Du Frucht bringen, wenn Du an anderer Stelle stehst?“

Jesus hat diesen Stoff des Achikar neu erzählt – und ihm genau die Pointe gegeben, die hier abgelehnt wird. Sein Gleichnis lautet:

„Es hatte einer einen Feigenbaum, der war gepflanzt in seinem Weinberg, und er kam und suchte Frucht darauf und fand keine. Da sprach er zu dem Weingärtner: Siehe, ich bin nun drei Jahre lang gekommen und habe Frucht gesucht an diesem Feigenbaum, und finde keine. So hau ihn ab! Was nimmt er dem Boden die Kraft? Er aber antwortet und sprach zu ihm: Herr, lass ihn noch dies Jahr, bis ich um ihn grabe und ihn dünge; vielleicht bringt er doch noch Frucht; wenn aber nicht, so hau ihn ab.“ (Lk 13,6-9)

Jesus behauptet also gegen einen Pessimismus, der auch damals sagte, Menschen bleiben, wie sie sind: Menschen haben eine Chance zur Umkehr. Wir würden uns heute selbst aufgeben, wenn wir an dieser Chance nicht festhielten. Vor sechzig Jahren wurde die erste Atombombe über Hiroshima abgeworfen. Seitdem leidet die Weltgemeinschaft an einem nuklearen Karzinom. Jedes Jahrzehnt entstehen neue Metastasen in Staaten mit unberechenbarer Politik. Wir stehen vor der Aufgabe zustande zu bringen, was bisher nie möglich war: Dass Menschen über Waffen verfügen und sie nie einsetzen. Wir geben uns selbst auf, wenn wir meinen, wir könnten nicht umkehren in einer verhängnisvollen Entwicklung.

Daher ist der Konflikt zwischen beiden Positionen – der Mensch ist wie ein Baum, der sich nicht ändern kann, und der Mensch kann sich aufgrund seines Willens ändern – nicht nur ein akademischer Streit. Er bestimmt auch heute unsere gesamte Kultur. Dass der Mensch frei sei, wird von Spitzenforschern in Neurobiologie und Psychologie für eine Illusion gehalten, für ein soziales Konstrukt, das uns eingepflegt wurde, um das Zusammenleben effektiver zu gestalten. Es gehöre zum Erbe der Bibel. Vielleicht brauche es noch Jahrhunderte, bis wir ohne diese Illusion in Erziehung, Recht und Politik leben könnten. Der Aufgeklärte aber wisse schon heute, wie die Dinge wirklich sind. Wir seien in unserem Alltagsbewusstsein zwar von unserer Freiheit überzeugt, etwa wenn wir uns Vorwürfe machen, als hätten wir anders handeln können. Aber die Wissenschaft wisse es besser. Experimente zeigten: Der Mensch aktiviere unbewusst Energie, bevor er bewusst eine Entscheidung trifft. Seine Entscheidung vollzieht nach, was sein Körperzustand vorher bestimmt hat.

Ähnlich wird der Altruismus aufgelöst. Er sei verkappter Egoismus, der entweder den eigenen Genen dient oder der eigenen Gruppe oder auf Gegenseitigkeit geübt wird.

Richtig ist: Freiheit und Altruismus lassen sich aus der Natur nicht ableiten. Umgekehrt heißt das aber auch: Wenn es Altruismus und Freiheit wirklich gäbe, dann wären Menschen die ersten Freigelassenen der Natur.

Um keine Zweifel aufkommen zu lassen: Wissenschaftler müssen Theorien entwickeln, die unseren Traditionen widersprechen. Auch Theorien, von denen manche befürchten, sie könnten sozial schädlich sein. Der Wille zur Wahrheit muss in der Wissenschaft immer Vorrang haben vor unseren Wünschen. Das Wunder der Freiheit und des Altruismus darf daher ruhig von einigen Wissenschaftlern geleugnet werden – für mich heißt das: Umso mehr wird es als ein Wunder deutlich, das uns über die Natur hinaushebt.

Doch machen wir uns von falschen Gegensätzen frei. Steht hier wirklich die Wissenschaft auf der einen Seite, Religion und Alltagsbewusstsein auf der anderen? Das ist schlicht falsch. Im Alltagsbewusstsein, in Religion und Wissenschaft begegnen beide Positionen und Erfahrungen

nebeneinander: sowohl dass der Mensch frei ist und altruistisch handeln kann als auch die Gegenposition mit vielen Gegen Erfahrungen.

In unserem *Alltagsbewusstsein* erleben wir uns nicht nur als frei, sondern oft als unfrei. Und das auch im positiven Sinne. Das Zusammenleben wäre ein Chaos, wenn jeder Mensch jederzeit in unvorhersehbarer Weise anders handeln könnte. Meist erfahren wir Unfreiheit aber als etwas Negatives. Affekte reißen uns zu Handlungen hin, in denen wir uns nicht wiedererkennen. Wenn einer besoffen in der Gosse liegt, fällt es uns schwer, in ihm das Ebenbild Gottes zu erkennen. Wir verlieren in Suchtkrankheiten, Demenz und Zwangsstörungen unsere Freiheit. Wir wissen zwar intuitiv: Wir sind frei – aber in einem Meer von Unfreiheit. Eine kleine Verschiebung im Stoffwechsel genügt, und es ist um unsere Freiheit geschehen. Dasselbe gilt vom Altruismus. Wir sind altruistisch – aber in einem Meer von Egoismen in uns und um uns. Unsere Freiheit und unser Altruismus ist von Bedingungen abhängig, über die wir nicht verfügen.

Auch in der *Religion* finden wir beide Positionen nebeneinander: Auf der einen Seite trifft uns der Ruf: Adam wo bist du? Du bist verantwortlich für dein Leben, für deinen Bruder und für die Geschöpfe. Du allein kannst die Antwort geben. Kein anderer. Aber gleichzeitig verschlingt uns ein totales Abhängigkeitsgefühl. Gott ist die alles bestimmende Wirklichkeit. Er bestimmt uns bis in die kleinsten Adern und Nerven. Schon in der Zeit Jesu wurden daher beide Positionen diskutiert: Gott bestimmt alles – oder er beteiligt den Menschen durch seine Entscheidung an seinem Willen. In der Neuzeit kritisierte die Aufklärung anfangs die Theologie, weil sie dem Menschen sein Freiheitsbewusstsein nahm. Heute wird sie von den Erben der Aufklärung kritisiert, weil sie am Freiheitsbewusstsein festhält. In Wirklichkeit jedoch sagt unsere theologische Tradition: Der Mensch ist frei und unfrei. Freiheit ist geschenkte Freiheit, etwas, worüber wir nicht verfügen. Freiheit und Altruismus sind von Bedingungen abhängig, die wir nicht selbst schaffen können.

Auch die *Wissenschaft* sagt nicht einstimmig, dass der Mensch unfrei ist. Das Suchprogramm strenger Wissenschaft ist zwar auf gesetzmäßige Zusammenhänge aus. Wir wissen heute: Wir konstruieren die Realität nach solchen Suchprogrammen. In diesem naturwissenschaftlichen Suchprogramm sind Freiheit und Altruismus nicht vorgesehen. Es ist auch kaum ein Experiment denkbar, das Freiheit empirisch nachweist. Altruismus lässt sich soziobiologisch prinzipiell nicht erklären. Denn in der Evolution kann sich nur halten, was Überlebensvorteile bringt. Wissenschaftler suchen aber nicht nur nach Gesetzmäßigkeiten im Objekt ihres Forschens, sie diskutieren auch als Subjekte in ihrer Forschung. Und dabei folgen alle einem anderen Programm. Denn wenn unsere Aussagen in einer Diskussion vorherbestimmt wären, könnten wir nur noch gespannt darauf warten, was wir am Ende sagen werden. Auch unsere Aussagen wären determiniert. Manche behaupten zwar, bei uns wirkten Argumente wie Kausalfaktoren. Wir folgten

guten Argumenten entsprechend ihrer kausalen Stärke. Doch abgesehen davon, ob Evidenz nicht anders wirkt als Kausalität, ist es so sicher, dass wir unseren Einsichten folgen?

In der Antike dachten einige Philosophen in der Tat so: Wer Böses tut, folgt einer falschen Einsicht. Korrigiert man seine Einsicht, folgt das Gute wie von selbst. Schon Aristoteles war davon nicht ganz überzeugt. Die Bibel entwickelte erst recht eine andere Auffassung. Sie erscheint in unserem Gleichnis. Ein Mensch kann das Gute bejahen und es trotzdem nicht tun. Der Wille ist etwas Eigenständiges. Wir können uns gegen unsere eigene Einsicht entscheiden. Der zweite Sohn sagt zuerst Ja, aber dann realisiert er nicht, was er als richtig erkannt hat. Der erste sagt Nein. Aber er korrigiert sein Nein.

Das Gleichnis öffnet unseren Blick aber noch für eine soziale oder politische Dimension unserer Diskussion. Jesus provoziert mit seiner moralischen Testgeschichte die Elite des Landes, die Hohenpriester, Schriftgelehrten und Ältesten. Sie lehnen ihn ab. Das Gleichnis soll sie dazu bringen, ihn doch noch anzuerkennen: Auch wer jetzt bewusst seine Botschaft ablehnt, kann noch umkehren. Wichtig ist: Jesus ist sich sicher, dass diese Elite seinem Gleichnis zustimmt. Sie weiß im Prinzip, Umkehr ist möglich. Aber warum kritisiert er sie? Weil sie eine im einfachen Volk verwurzelte Umkehrbewegung, die Bewegung des Täufers, nicht akzeptiert! Sie sagt: Prinzipiell sind alle frei, umzukehren. Aber was im Prinzip gilt, wird den einfachen Menschen – insbesondere den hässlichen Außenseitern: den Zöllnern oben und den Prostituierten unten – abgesprochen. Die Hohepriester, Schriftgelehrten und Ältesten wollen diese Leute von der Wahrheit und Umkehr ausschließen und sich keinesfalls ihrer Umkehrbewegung anschließen. Gerade deshalb werden die Zöllner und Huren vor ihnen in die Gottesherrschaft einziehen.

Mich erinnert das entfernt an die gegenwärtige Diskussion über Freiheit und Altruismus, auch wenn ich dabei wesentliche Unterschiede vernachlässige. Wenn Freiheit und Nächstenliebe von einer kleinen Elite gelehnt werden, werden sie von einfachen Menschen wieder entdeckt. Diese werden dabei vielleicht vom Glauben an den Gott bewegt sein, der den Menschen zur Verantwortung ruft und zur Nächstenliebe verpflichtet. Dieser Glaube ist für viele Gelehrte ein überholter Mythos. Aber ohne ihn ist es schwer, Freiheit und Nächstenliebe zu denken. Wenn die naturwissenschaftlich konstruierte Welt alles ist, gibt es sie nicht. Gott ist auch ein Symbol dafür, dass die Welt nicht alles ist. Glaubende wissen, dass sich ihre Freiheit in einem Meer von Unfreiheit, ihr Altruismus in einem Meer von Egoismus vollzieht. Aber eben deshalb kann man sagen: Mit ihnen haben wir eine neue Welt betreten. Mit ihnen haben wir eine Schwelle unserer menschlichen Evolution überschritten. In jedem, der umkehrt, leuchtet das Licht einer neuen Welt auf. Die einfachen Menschen, in denen der Funke der Freiheit und des Altruismus nicht erlischt, werden diese Schwelle überschreiten – vor den Gelehrten, die uns Theorien liefern, die diesen Funken leugnen

und ersticken. Aber es gibt deshalb keinen Grund, die Gelehrten zu verurteilen. In ihren Theorien sagen sie vielleicht Nein. Aber im Leben stelle ich sie mir als verantwortliche und hilfsbereite Menschen vor. Darauf kommt es an. Nicht auf das, was Menschen sagen, sondern was sie tun.

Wenn mich nun jemand fragt: Woher kommen denn Freiheit und Nächstenliebe? So habe ich nur eine Antwort: Gott hat eine Natur geschaffen, aus der sich Freiheit und Altruismus, Verantwortung und Nächstenliebe entwickeln konnten. Beide führen über die Natur hinaus, sind aber nichts Unnatürliches. Wenn wir der Materie die Fähigkeit zur Selbstorganisation zuschreiben, sollten wir dem aus Materie hervorgegangenen Menschen nicht die Möglichkeit zur Selbststeuerung und Selbstkorrektur absprechen, auch nicht die Fähigkeit, umzukehren vom nuklearen Wahnsinn. Wenn neben dem Kampf ums Überleben auch sexuelle Bindung die Evolution vorangetrieben hat, kann man der Liebe des Menschen in ihren mannigfaltigen Formen nicht von vornherein die Möglichkeit absprechen, sich gegen die Härte des Lebenskampfes aufzulehnen und sich von Terror und Krieg abzuwenden. Beides, Freiheit und Altruismus, sind nicht garantiert. Sie sind nur eine Möglichkeit, auf die wir uns hin entwickeln. Sie sind eine Gabe Gottes, abhängig von Bedingungen, die wir nicht in der Hand haben. Und zugleich sind sie eine Aufgabe, an der wir versagen können.

Alle christlichen Kirchen stellen diese beiden Grundaufgaben des Menschen in zwei Sakramenten dar: Die Taufe sagt, dass wir noch nicht fertig sind, so, wie wir von Natur aus sind. Sie ist ein unauslöschliches Bild für unsere Bestimmung zur Freiheit trotz unserer Neigung, sie zu verraten. Das Abendmahl sagt, dass unsere Gemeinschaft gefährdet ist. Sie ist ein Bild für Altruismus trotz unserer Neigung, auf Kosten anderer zu leben – und von ihrem Blut und ihrem Leben zu profitieren. Durch beide Sakramente spricht der Herr: Ich habe kein Gefallen am Tode des Gottlosen, sondern dass der Gottlose umkehre von seinem Wege und lebe. Beide rufen uns zu: Nutzt die euch geschenkte Freiheit zur Umkehr, um euren Nächsten zu helfen. Dann seid ihr umgekehrt auf den Weg der Gerechtigkeit und habt die Schwelle zu einer neuen Welt überschritten: zum Reich Gottes.

Und der Frieden Gottes, welcher höher ist als alle unsere Vernunft, bewahre eure Herzen und Sinne in Christo Jesu. Amen.

Anmerkung:

Die Predigt wurde am 7. August 2005 gehalten. Am Vortag war der 60. Jahrestag des Abwurfs der Atombombe über Hiroshima. Das Gleichnis vom unfruchtbaren Baum aus der Achikartradition wird zitiert nach J. Jeremias, Die Gleichnisse Jesu, Göttingen ⁷1965, S. 170. In der Zeitung DIE

ZEIT war einige Zeit vorher ein Gespräch zwischen dem Neurobiologen Wolf Singer und dem Kognitionspsychologen Wolfgang Prinz erschienen (DIE ZEIT 14. Juli, Nr. 29, 2005), in dem beide übereinstimmend die Willensfreiheit aus wissenschaftlichen Gründen für überholt erklärten – und sich nur noch darum stritten, ob allein die Neurowissenschaft oder die Psychologie unser Determiniertsein befriedigend erklärt.